



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 3. JULI.

Vaterländisches.

Eine solenne Feierlichkeit in Laibach.

Geschildert von Leopold Kordesch.

Der hochgeachtete und vielverdiente k. k. Rath und Bürgermeister der Stadt Laibach, Herr **Johann Nep. Gradeczyk**, hat am 27. Juni d. J. das fünf und zwanzigste Jahr seiner Wirksamkeit als Bürgermeister zurückgelegt. Schon beim Beginn des laufenden Jahres wurde von den hiesigen Bürgern allgemein der Wunsch angeregt, diesen festlichen Tag zur Ehre ihres Stadtvorstandes auf eine entsprechende und solenne Weise zu feiern; dieser Wunsch wurde von Seite der bürgerlichen Schützen-Vereins-Vorstellung eifrig aufgefaßt und so unter der Leitung des geachteten Oberschützenmeisters und Handelsmannes, Herrn **Joseph Karinger**, in den Localitäten der hierortigen Schießstätte Sonntag am 29. Juni ein erhebendes Bürgerfest arrangirt, zu dem nebst den sehr zahlreichen Schützen-Vereins-Mitgliedern auch alle hohen Staatsbeamten und Militärs, der hohe Adel und sonstige Notabilitäten Laibachs geladen waren.

Um 7 Uhr Abends begannen die Geladenen von allen Seiten zusammen zu strömen und den sehr geschmackvoll ausgestatteten Schießstatt-Saal nebst den übrigen Localitäten zu füllen. Nach 8 Uhr, als bereits alle Räume von Theilnehmern des Festes strotzten, wurde der Gefeierte von zwei städtischen Ausschüßrathen in seiner Wohnung abgeholt und dann, begleitet von dem sämmtlichen Magistratspersonale, unter Trompeten- und Paukenschall in den Schützenaal eingeführt; der obbenannte Herr Oberschützenmeister empfing den Eingetretenen und hielt an ihn eine kurze, der Feier angemessene Rede, worauf er im Namen des bürgerlichen Vereins einen werthvollen Pokal aus Krystallglas mit einem Silberdeckel und einer derlei Untertasse,

dann ein wohlgetroffenes, von Prinzhoffner in Wien lithographirtes Portrait zum Andenken an diesen Festtag dem Gefeierten überreichte.

Der Krystallbecher ist auf der einen Seite mit folgender Inschrift versehen: „Zum Andenken fünf und zwanzigjähriger Wirksamkeit ihrem vielverdienten Vorstaude, dem k. k. Rathe und Bürgermeister, Herrn **Johann Nep. Gradeczyk**, der bürgerliche Schützenverein in Laibach, am 27. Juni 1845.“ Die andere Seite ist mit Schützenattributen geziert. Unter dem lithographirten Bilde aber ist zu lesen:

„**Johann Nep. Gradeczyk**, k. k. Rath, Bürgermeister der Provinzialhauptstadt Laibach und ständisch Verordneter der landesfürstlichen Städte cc. cc. Denkmal der Verehrung nach fünf und zwanzigjähriger Wirksamkeit als Bürgermeister. Am 27. Juni 1845. Die Bürger Laibachs.“

Die sichtliche Rührung des greisen und vielverdienten Bürgermeisters, die ihm bei diesem Anlasse keine Worte der Entgegnung gestattete, wobei jedoch der Ausdruck seines Angesichtes mehr besagte, als Worte es vermögen, steigerte sich auf das Höchste, als er das nachstehende, zu dieser Feier von mir verfaßte Festgedicht vernahm, welches eine Tochter des magistratischen Controllors, Herrn **Knobloch**, sehr gut und gefühlvoll vortrug.

Bergebens ringt nach Ausdruck oft die Sprache,

Wenn sie Verdienste würdig preisen soll;

Doch — ob's genügt das Wort, ob nicht, das schwache —
Hier sprechen Herzen, die so übergroß.

Und dieser Tag, den wir so festlich feiern,

Er wird so bald nicht wieder sich erneuern! —

Durch eine Zeit von fünf und zwanzig Jahren,

Die still und segnenreich vorüberzog,

Wie mannigfach hat Laibach da erfahren,

Was öfter die Erwartung überflog,

Daß Du — in später Zeit noch wird man's lesen —

Ein wahrer Vater immer uns gewesen.

Wer hat, wie Du, der Stadt sich hingeeben,
 Wer nahm so warm sich ihrer Bürger an?
 Wem danket ein Verein sein neues Leben,
 Der hier Dich froh umkreiset, edler Mann?
 Auf wessen Rath entstand so viel des Schönen,
 Daß hier nicht Raum, es einzeln zu benennen? —

Die neuen Bauten, als die Quaderbrücke
 Und Vieles, was die Stadt verschönt und hebt;
 Das Armenhaus, wo — wankend an der Krücke —
 Das schwache Alter wohlgeschützt lebt;
 Und jenes Haus, zum Schutze armer Kinder,
 Sie preisen alle Dich als ihren Gründer.

Und die Cultur des Postes und der Seide,
 Des Ackerbau's — wie Vieles dankt sie Dir! —
 Der umfangreichen Sümpfe todt'ge Haide,
 Wer zaubert sie zum grünen Feldrevier?
 Und wo wir das Ersparne niederlegen,
 Durch Wen erwuchs auch dieser Anstalt Segen?

Wie muß das Wissen doch Dich selbst erheben,
 Und innig — innig Dir das Herz erfreuen,
 Durch ein so langes, thatenreiches Leben,
 Ein würd'ger Sohn des Vaterland's zu seyn; —
 Drum soll Dein Wirken auch ganz Krain erfahren,
 Und Bücher mögen bleibend es bewahren.

Nimm gütig jetzt zum Schluß von dem Vereine,
 Der ja nur Dir verdanket Glanz und Schwung,
 Dies bleibende und — dem Verdienst nach — kleine,
 Doch edle Denkmal der Erinnerung.
 Dein Name aber bleibt ins Herz geschrieben
 Und soll, wie dieser Marmor, nie zerfließen! —

Bei der letzten Zeile des Gedichtes enthüllte sich ein aus Carara-Marmor meisterhaft gearbeitetes Denkmal, bestehend aus einer Platte mit vergoldeter Inschrift, welches zur Erinnerung an diesen Tag den Schießplatzsaal bleibend zieren soll.

Die Marmorplatte trägt folgende Inschrift:

»An diesem, vom Kaiser Carl VI. im Jahre 1733 zur Schießstätte bestimmten, 1804 unter den Schützen-Representanten Andreas Herlein und Valentin Dreo erbauten, und 1843 vom k. k. Rath und Bürgermeister, Herrn Johann Nep. Gradeczyk, durch Begründung des Schützenvereines neu belebten Orte bringt die Schützengesellschaft ihrem vielverdienten Director am 27. Juni 1845, als am Jahrestage seiner 25jährigen Wirksamkeit als Bürgermeister, dieses Denkmal der Dankbarkeit dar.«

Nach diesem erhebenden Acte bildeten die Damen, bis zum entgegengesetzten Theile des Saales, Spalier wohin der Gefeierte nunmehr geleitet wurde. Hier angelangt, wurde derselbe mit einem Festgedicht in krainischer Sprache begrüßt, bei dessen letzter Strophe der Vorhang von dem wohlgetroffenen Bildnisse des würdigen Vorstandes fiel, welches, vom Herrn Stroy, akademischen Maler hierorts, auf eine Kupferplatte gemalt, in seiner prachtvollen Goldrahme einen überraschenden Anblick gewährte. Im Augenblicke

der Bild-Enthüllung fielen in den allgemeinen Ausruf »Bog shivi!« Kanonenschüsse ein, deren Zahl gerade mit der Jahresanzahl der Wirksamkeit des Herrn Bürgermeisters correspondirte. Jede der anwesenden Damen erhielt ein herrliches Blumenbouquet, von den Herren hingegen jeder ein Exemplar des deutschen, wie des krainischen Festgedichtes, wobei die Höhergestellten der Gesellschaft mit goldgedruckten Prachtereemplaren bedacht wurden, die der Buchdruckerofficin des Herrn Joseph Blasnik alle Ehre machen. Darauf wurde ein nettes Feuerwerk abgebrannt, dem jedoch die üble regnerische Witterung etwas Eintrag that, und endlich der glänzende Festball eröffnet, der bis gegen Morgen unter ungeheuchelter Freude und Heiterkeit der festlichen Versammlung dauerte.

Diese Feier des fünfundsingzigjährigen Wirkens uners würdigen Herrn Bürgermeisters, der bereits auch schon das fünfzigste Jahr seines Dienstes im Staate ehrenvoll überschritten hat und am 30. August d. J. sein siebenzigstes Lebensjahr erreichen wird, war in der That eine den Verdiensten des Genannten angemessene, und wird bei den Bürgern Laibachs sicherlich in steter Erinnerung bleiben.

Schließlich muß in diesem Aufsatze noch des Oberschützenmeisters, Herrn Joseph Karinger, für die Anregung, das Arrangement und die Leitung dieses denkwürdigen Festes mit Anerkennung gedacht werden, weil er dadurch den Beweis geliefert, daß er, obgleich außer Krain geboren, sich stets angeleant seyn läßt, in seiner zweiten Vaterstadt der Einbürgerung sich würdig zu zeigen.

Gabriele.

(Erzählung von Henriette Teubner.)

Auf einem angenehmen Landstige am Rhein, nahe der französischen Gränze, lebte Herr von Dorvall, ein reicher Gutsbesitzer, mit seiner Familie. Er war eben mit seiner Gattin in einem Gartensalon beschäftigt, einige Anordnungen, zu denen ihr Haushofmeister das Project gemacht hatte, zu überlegen und darüber zu beschließen, als sie mit ihren Gedanken und ihrer ganzen Aufmerksamkeit von diesem Geschäfte durch das auffallende Betragen des Lieblingsthieres des Herrn von Dorvall, eines schönen englischen Hühnerhundes, abgezogen wurden. Dieser hatte sich plötzlich vom Boden erhoben und war wie ein Blitz auf der langen Terrasse des Gartens verschwunden, an deren Ende man ihn nach kurzer Frist ein dumpfes klägliches Geheul ausstoßen hörte. Bald jedoch kehrte er zu seinem Herrn zurück, und den Kopf erhebend, stieß er ein

klägliches Gemüth aus, zog ihn beim Rock, lief zur Thüre und gab auf alle Weise zu erkennen, daß er die Hilfe seines Herrn für irgend Etwas in Anspruch nahm.

Es war eine finstere, windige und stürmische Nacht. Dieß verhinderte aber weder Herrn noch Frau von Dorvall, in Begleitung einiger Bedienten, dem Hunde zu folgen, welcher unaufhaltsam voran lief, im Hintergrunde des Gartens bei einem kleinen Pflörtchen, nahe der Stiege zur Terrasse, stehen blieb, und dann einen Gegenstand beschoberte und beleckte. Wie groß war aber das Erstaunen Dorvalls, als sie jetzt in diesem Gegenstande ein sehr junges Frauenzimmer, in tiefe Trauerkleider gehüllt, leblos am Boden liegen sahen. — „Gütiger Himmel,“ rief die Dame des Hauses, im Tone des Schreckens und Bedauerns, „was mag dieß bedeuten?“ — Ihr Gemahl, voll Menschenliebe, wie sie, war bemüht, die Diener zu unterstützen, und für's Erste die Unglückliche in's Haus bringen zu lassen, wo der herbeigerufene geschickte Hausarzt ihr alle die Hilfe angedeihen ließ, welche seine Wissenschaft ihm darbot. Lange blieben jedoch seine vielfältigen Bemühungen vergeblich, und er, so wie Frau von Dorvall, welche aufrichtige Theilnahme für diese Unglückliche an deren Lager festhielt, fürchteten: kein Leben in diesem schönen Körper wiederkehren zu sehen.

Mit tiefer Betrübniß betrachteten sie diese schlanke Gestalt; die Formen des Halses, der Schultern und der Brust waren mit den Trauertüchern sorgsam verhüllt, und dienten dazu, den zarten feinen Teint des sehr jungen Mädchens zu heben. Ihre dunklen Seidenhaare fielen in Wellenform gleich einem Schleier über die schöne Stirne, und das Gesicht hatte den Ausdruck einer schmerzhaften Madonna. — „Was mag dieser Armen nur begegnet seyn? Finden Sie sie, lieber Doctor, verletzt? Sollte irgend eine Gewaltthat ihr Leben bedroht haben?“ frug Frau von Dorvall. „Hiervon habe ich bis jetzt keine Spur entdeckt,“ erwiderte der Arzt, „wohl aber scheint ihre gänzliche Entkräftung nur hauptsächlich durch Mangel an Nahrung und Ueberspannung der Kräfte, durch langes Wandern entstanden zu seyn; auf letztere Vermuthung leitet mich besonders der Zustand ihrer Füße, die mit Blasen bedeckt sind, während Schuh und Strümpfe zerrissen vorgefunden wurden.“

Der Arzt hatte sich auf's Neue eifrig mit der Kranken beschäftigt, bei welcher sich jetzt leise Lebenszeichen fanden; im Verlaufe der Nacht schien ihr Bewußtseyn zurückgekehrt.

Die Kranke — wir wollen sie Pauline nennen — erhob sich mit einem Blicke, als sähe sie die Gei-

ster der Hölle um sich, und mit einem Seufzer, der unter dem fieberhaften Zusammenschlagen der Zähne erklickte, sank sie in die Kissen zurück. Nur langsam kehrte die Gesundheit der Fremden wieder. Endlich aber gelang es der Geschicklichkeit des Arztes, so wie der zarten Pflege und den mütterlichen Tröstungen der Frau von Dorvall, diese zu bewerkstelligen. Je stärker sich die Genesende aber an körperlichen Kräften fühlte, desto tiefer schien ihr Gemüth zu leiden. So sehr ihre Wohlthäter sich auch vom ersten Augenblicke an für sie interessirt hatten, so war man, eine neue Erschütterung für sie fürchtend, bedacht gewesen, jeder Aufklärung ihres Schicksales auszuweichen, obwohl man ihr Schutz und freundliche Aufnahme, auf wie lange sie selbst wünsche, angetragen, und man nur bemüht war, dieses junge Mädchen zu ermuthigen, da es unverkennbar war, daß sie einem tiefen Schmerz fast unterlag, während ihr ganzes Wesen einen edlen Sinn, Demuth und die größte Ruhe des Gewissens verrath.

Indessen war es Paulinen peinlich, der gütigen Frau von Dorvall, der sie so unendlich viel dankte, länger so fremd gegenüber zu stehen. Eines Nachmittags, als deren Gemahl auf einige Tage verreist war, trat sie in ihr Gemach, und sprach, sich vor ihr auf die Knie niederlassend: „Theuere gnädige Frau, wie un-dankbar muß ich in Ihren Augen erscheinen, daß ich „bis jetzt schwieg, und nicht Ihnen, der ich mein Leben, und was mehr als dieß, meine wieder erlangte „Ruhe danke, mich offen vertraute. O! daß mich Ihr „edles Herz nicht verdammt, auch dann nicht, wenn „ich, wie bis jetzt, fortwährend über mein Schicksal „schweigen muß. Ich bin von gutem Herkommen, und „habe vor neun Monaten meine geliebte Mutter und „mit ihr jede Stütze verloren, — weshalb Sie mich „in Trauer gehüllt sehen. — Ich bin schuldlos, dieß „schwöre ich Ihnen bei Gottes Allmacht, aber ein „schreckliches Geschick hieß mich, meinen frühern Auf- „enthalt, ohne die geringsten Mittel zu meinem Fort- „kommen, stehlen. Mangel an Nahrung, Kummer und „Angst vor Verfolgung hatten meine, durch Leiden schon „sehr herabgesetzten Kräfte gänzlich erschöpft; als ich „an jenem Abend zu ihrem Garten kam, in welchem „ich nur eine kurze Zeit zu ruhen gedachte und wo „ich besinnungslos niedersank. — Nur so weit kann „und darf ich Ihnen Das, was mich betrifft, mittheilen, „und muß Sie flehentlich bitten, mich deßhalb nicht zu „verkennen.“ — Pauline bedeckte jetzt die Hände ihrer Wohlthäterinn mit Küßen, und sagte ihr unter tausend Thränen den heißesten Dank, indem sie sie bat, sie auch ferner nicht zu verlassen und ihr behilflich zu seyn, irgend wo eine Stelle als Gesellschafterinn in

einer achtbaren Familie zu erhalten. — Frau v. Dorvall hob Paulinen auf und schloß sie in die Arme, tief gerührt von dem Schmerze des armen Mädchens, dessen ganzes Wesen, trotz ihrem sonderbaren Bekenntnisse, Unschuld und Reinheit der Seele verrath. — „Nein, mein geliebtes Kind, für strafbar habe ich Dich nie gehalten, wenn ich auch gehofft habe, daß mir Dein ganzes Vertrauen werden würde, indem ich dachte, Dir dadurch vielleicht nützlich zu werden; aber Dein Geheimniß betrifft vielleicht nicht Dich allein, und sehr sey es von mir, weiter in Dich zu dringen. Aber von mir lasse ich Dich nicht. Ich habe während Deines dreimonatlichen Aufenthaltes bei mir Deine geistigen Fähigkeiten, so wie die Demuth, Einfachheit und Güte Deines Herzens schätzen und lieben gelernt, und will Dich als meine jüngere Freundin bei mir behalten.“ — So erwiderte Frau v. Dorvall. — „O! theure gnädige Frau, Sie überhäufen mich mit Güte,“ rief Pauline, und Thränen des Entzückens und des Dankes traten ihr in die Augen, — „doch, wollen Sie diese ihre Wohlthat vollkommen machen, so lassen Sie mich Ihre Dienerin seyn und heißen; denn eine höhere Stufe gebührt mir nicht; lassen Sie mich in tiefster Verborgenheit in Ihrem Hause leben.“

Inzwischen war Herr von Dorvall von seiner kleinen Reise, welche den Zweck hatte, seinen einzigen Sohn nach langer Trennung in die väterliche Behausung zu führen, mit diesem zurückgekehrt. Frau von Dorvall schloß ihren geliebten Sohn in die Arme und benetzte seine Stirne mit Freudenthränen. — „Gott sey gedankt, ewig gedankt,“ rief sie dann wiederholt, „nun er mir so in's Auge sieht, weiß ich es, er ist fromm und gesund an Leib und Seele zurückgekehrt.“ — Und so war es auch. — Franz war ein edler Jüngling, der unter der Leitung eines weisen Mannes seine Jugend durch Bereicherung nützlicher Kenntnisse wohl angewendet; dann längere Zeit Reisen gemacht hatte, und nun nächstens in Staatsdienste treten sollte. — Als die Mutter ihn aus den Armen ließ, führte Herr von Dorvall ihn Paulinen auf.

Der Vater hatte Franz die Begebenheit, wie dieses junge Mädchen in's Haus kam, so weit er sie selbst wußte, mitgetheilt, und diese hatte einen tiefen Eindruck auf das weiche Herz des Jünglings gemacht, welchen die Erscheinung des Mädchens selbst rollendete. Ihre Lieblichkeit, ihr süßendes, unbeschreiblich anziehendes Wesen rissen ihn hin und fesselten ihn bald für immer an Paulinen. — Diese ließ indessen nicht ab, eine untergeordnete Rolle im Hause einzunehmen. So war sie einst beschäftigt gewesen, die Vorhänge in der Wohnung zu ordnen; jetzt hatte sie den letzten in Franzens Zimmer hergestell, und sich ermüdet einen Augenblick auf einem Sessel vor dem Tische niedergelassen. Franz, welcher einer Lustpartie wegen abwesend gewesen war, trat plötzlich herein, und wie groß war seine Ueberraschung, als er Pauline dort fand, die bei einem Buche saß, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt und in Schmerz versunken sahen. Auf den ersten Blick hatte er Rousseau's

Bekenntnisse erkannt. Der lang entbehrte Genuß eines in ihrer Muttersprache geschriebenen Buches hatte sie angezogen. Dieß alles konnte Franz auch ohne Erklärung zusammenräumen, ob aber dieses Buch — und welche Stelle sie so heftig angegriffen hatte — das waren neue Räthsel an der räthselhaften Unbekannten.

Unbemerkte — denn die Thüre war offen — trat er ihr nahe, und sagte mit einem Tone, der sein ganzes Gefühl ausdrückte — „muß ich Sie in Thränen finden, Pauline, da mir endlich der Wunsch, Sie allein zu sehen, erfüllt wird?“ — Mit unverstelltem, hartem Schreck stand sie auf und schlug — wie Franz zu bemerken glaubte — absichtlich das Buch zu, indem sie ihn wegen der Freiheit, die sie sich genommen hatte, um Verzeihung bat. — „Nicht so, Pauline,“ sagte er, und hielt sie, da sie das Zimmer verlassen wollte, bei der Hand zurück, „machen Sie es meinem Herzen nicht so schwer, Ihnen verständlich zu werden. — Meine Mutter hat an Ihnen eine Tochter gefunden — ich sehnte mich lange danach, Ihnen Manches zu sagen, was in meinem Innern vorging; — jetzt, da ich Ihre Thränen fließen sehe, zittere ich, selbstsüchtig zu scheinen; nehmen Sie mich aber — eben um dieser Thränen willen, die ein Bruder trocknen könnte, — zu ihrem Bruder an.“ — Sie stand todtenbleich und zitternd vor ihm. Sie weinte jetzt nicht mehr; sichtbar beängstigt, suchte sie Athem zu schöpfen. Franz führte sie erschrocken zu einem Stuhle; er brachte ihr ein Glas Wasser und bat sie dringend, eine Unruhe nicht länger walten zu lassen, die durchaus nur eine falsche Ansicht ihres beiderseitigen Verhältnisses zum Grunde haben könne. „Ich weiß,“ setzte er hinzu, „daß ein trauriges Geheimniß sich in Ihr Schicksal eingemischt hat. Ich will es nicht errathen — ja, wenn meine liebsten Wünsche von Ihnen erhört werden sollten, so würde ich Ihnen versprechen, es ewig zu ehren.“

Hier bekam Pauline endlich die Sprache wieder. — „O! sind Sie großmüthig, sind Sie nur menschlich, und lassen Sie nie wieder solche Worte über ihre Junge kommen. Ich bin zu unglücklich, um auf die Würde, auf die Zartheit des Gefühles, die meines Geschlechtes Antheil wäre, Anspruch zu machen. Diese Scene sey die erste und letzte, die zwischen uns vorfällt. Ich kann Sie nie mehr anhören; nie — niemals kann und darf ich etwas Anderes, als Dienerin in diesem Hause seyn! — Ihr edles Herz beschwöre ich, meinen Worten zu glauben. Ich beschwöre Ihr Mitleid, mich nicht — elender noch, wie vorher — in die weite öde Welt zurückzusuchen, aus welcher Ihre edle Mutter mich aufnahm.“ — Pauline wurde hier durch die Ankunft der Aeltern Franzens unterbrochen. Unbeschreiblich trüb wirkte der Eindruck dieses Gespräches auf Letztern. Inzwischen ward er mit der Zeit gewahr, daß Pauline, so sehr sie sich auch bemühte, streng gegen sich selbst und kalt gegen Franz zu seyn, sie sich ihm doch mit inniger Liebe zu neigte, und er glaubte, daß diese Neigung nur ein unbesiegbares Hinderniß in ihrem ihm unbekanntem Schicksale fand.

(Schluß folgt.)